

Daniel Heinrich

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Aserbaidschan

vom 3. Januar bis zum 14. Februar 2018

Aserbaidtschan: „Öl-Schock“ als Katalysator für eine bessere Zukunft?

Von Daniel Heinrich

Aserbaidtschan, vom 3. Januar bis zum 14. Februar 2018



Inhalt

1. Vorwort: Oma und die Ayatollahs
2. Zu mir: Von München in die weite Welt
3. Zweck der Reise: Warum Aserbaidsschan?
4. Einstieg: Keine Zeit zum Eingewöhnen
 - 4.1 Hitler und Schnarch Geräusche
 - 4.2 Zurück auf Start: Wodka und Ayran
 - 4.3 Schnittpunkt Seidenstraße: Luxusautos und Bergbauernmilch
 - 4.4 Erste Treffen mit Offiziellen
5. Identitätsstiftend: Armenienkonflikt und Erdöl
 - 5.1 Der Konflikt mit Armenien: Auch ungefragt ständig Thema
 - 5.2 Boom wegen Erdöl: Die Bedeutung des Ölsektors für das Land
 - 5.3 Auf den Rausch folgt der Absturz
6. Wenn der Staatskonzern SOCAR keine Lust auf Presse hat
 - 6.1 Einfach gedacht, schwierig umgesetzt: Ausflug aufs Ölfeld
 - 6.2 Schlechtes Image der deutschen Presse: Schwierige Terminfindung
 - 6.3 Treffen im SOCAR Tower
7. Wirtschaftsmotor: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft
 - 7.1 Bibi-Heybat: Die älteste Erdölpumpe der Welt
 - 7.2 Erdöl – Das schwindende Gold

- 7.3 Sumquayit: Die dreckige Vergangenheit der Industriestadt
- 7.4 Sumquayit: Mit sauberem Dünger in die Zukunft
- 7.5 „Vertrag des 21. Jahrhunderts“: Nicht nur Ausbau von Sumquayit
- 8. Große Pläne treffen auf graue Realität
 - 8.1 Erste Zweifel an der weißen Weste
 - 8.2 W-Lan im Plumpsklo
 - 8.3 Kein Gespür für die Natur – Systemkritik vom Umweltschützer
 - 8.4 In der Schwebe: Die schwierige Arbeit von Transparency International
 - 8.5 Bedrohungsszenarien von außen als Totschlagargument
 - 8.6 Von Deutschland lernen – Besuch in Göygöl
- 9. Fazit: Abspann
- 10. Alltagsbeobachtungen
 - 10.1 Weihnachten im Januar!
 - 10.2 Willkommen im Park-Eldorado
 - 10.3 Die Kuh und ich
 - 10.4 Kampfsport als Leidenschaft
 - 10.5 Die Bergjuden von Quba
- 11. Danksagung

1. Vorwort: Oma und die Ayatollahs

Meine Oma fasst die Reaktionen am besten zusammen: „Aserbaidsschan? Soweit weg? Was willst du denn da?“, fragt sie mich, als ich sie kurz vor Weihnachten besuche. Sie ist nicht die Einzige, die sich wundert: Auch die meisten meiner Freunde, meine Familie, Arbeitskollegen zucken mit den Schultern: Aserbaidsschan? „Keine Ahnung“. Sicherlich: Die Hauptstadt Baku als Schauplatz von Formel-1 Rennen und dem „Eurovision Song-contest“ ist ein Begriff. Ein paar Fußballfans erinnern sich auch an – aus aserbaidsschanischer Sicht – eher unrühmliche Auftritte gegen die deutsche Nationalmannschaft und die Politikinteressierten verweisen auf den „repressiven Kurs des aserbaidsschanischen Regimes“ und den schlechten Umgang mit Oppositionellen und Journalisten.

Die eindrücklichste Vorabbeschreibung schickt mir ein Journalistenkollege, der das Land schon ein wenig kennt: „Stell Dir Aserbaidsschan als eine Mischung aus Russland, Iran und der Türkei vor“. Eine Mischung aus dem Wodka-liebenden Russland Vladimir Putins, der schiitisch „Islamischen Republik“ Iran der Ayatollahs und der zwischen Kemalisten, Erdogan- und PKK-Anhängern zerriebenen Türkei?

Na, das kann ja heiter werden!

2. Zu mir: Von München in die weite Welt

Geboren und aufgewachsen in München. Mit 16 ein Jahr lang Aufenthalt an einer High-School in Michigan, USA. Seitdem ist klar: „Mia san mia“ ist nicht alles.

Als Student gleichzeitig am Radio und – seit Studienaufenthalt in der Türkei – an der Region des Osmanischen Reiches meinen Narren gefressen.

Zusätzliche Arbeitserfahrung als Praktikant beim Bayerischen Rundfunk in München, im Europaparlament in Brüssel und politischen Stiftungen in Istanbul und Berlin.

Aufgrund angeborenem Mitteilungsbedürfnis und Interesse an Politik während des Volontariats bei der Deutschen Welle im Journalismus den Traumberuf gefunden.

Heute glücklich registrierter Bonner und als Reporter, Moderator, Autor und Redakteur für Deutschlandfunk, Deutsche Welle und WDR im Geschäft.

3. Zweck der Reise: Warum Aserbaidtschan?

Die älteste Erdölpumpe der Welt steht in Baku, der Hauptstadt Aserbaidtschans. Das Land ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts fast für die Hälfte der weltweiten Erdölproduktion verantwortlich. Nur durch die Hilfe dieser Treibstofflieferungen kann die Industrialisierung Europas gelingen. Heute ist Aserbaidtschan das einzige Land der ehemaligen GUS-Staaten, das unabhängig von Moskau Energie in den Westen liefert.

Was ist das für ein Land, das seit den ersten Tagen der Unabhängigkeit von der Sowjetunion einen rasanten Wandel von einer daniederliegenden Volkswirtschaft, dessen Bruttoinlandsprodukt in den ersten Jahren der Unabhängigkeit um mehr als das Doppelte im Vergleich zu 1989 abgestürzt war¹, zum „Best Performing Caspian Sea Country“ 2017² hingelegt hat? Wie sehr wirken sich der weltweit starke Verfall des Ölpreises 2014 und der damit einhergehende Knick in der Wirtschaftsleistung auf Gesellschaft und Geschäftswelt aus? Nicht zuletzt: Wie geht man in einem Land, das laut Reporter ohne Grenzen Platz 162 von 180 und laut Korruptionswahrnehmungsindex von Transparency International Platz 123 von 176 Ländern belegt mit einem offiziell akkreditierten westlichen Journalisten um? Wie ist das Deutschlandbild in Aserbaidtschan?

Diesen Fragen möchte ich während meines Aufenthaltes auf den Grund gehen.

Ich wähle den ökonomischen Schwerpunkt mit Absicht. Ich möchte mich nicht in eine politische Debatte hineinziehen lassen. Dass Politik und Wirtschaft nicht zu trennen sind, wird mir während meines Aufenthaltes klar.

4. Einstieg: Keine Zeit zum Eingewöhnen

4.1 Hitler und Schnarchgeräusche

Ich bin seit über drei Wochen in Aserbaidtschan, es ist zwei Uhr morgens und ich liege in Gence, der zweitgrößten Stadt des Landes, hellwach im Bett meines Acht-Personen Hostelzimmers.

Trotz der späten Uhrzeit ist aufgrund der beeindruckenden Soundkulisse um mich herum nicht an Schlaf zu denken: Zimmergenosse Eins zersägt mit seinen lautstarken Schnarchgeräuschen förmlich die Luft, Zimmerge-

¹ Asian Development Bank 2014

² EU Business Climate Report 2017

nossen Zwei und Drei beschallen mit krächzenden Handylautsprechern den fensterlosen Raum mit wechselweise russischen und türkischen Volksliedern. Nur der vierte Kollege, im Stockbett genau unter mir, gibt kaum Geräusche von sich. Die Kakophonie an Tönen scheint seine (Ein-) Schlafversuche jedoch ebenso zu stören wie mich: Jedes Mal, wenn er sich auf seiner Matratze unruhig hin- und herdreht, wackelt unser Hochbett bedenklich. Die ganze Nacht gehe ich fest davon aus, dass das in die Jahre gekommene Metallgestell bei der nächsten Drehung einfach in sich zusammenkrachen wird.

Trotzdem: So richtig übelnehmen kann ich die nächtliche Dauerbeschallung meinen Zimmergenossen nicht. Zu freundlich hatten wir uns am Abend vorher unterhalten, zu interessant waren die Gespräche unter anderem über Adolf Hitler („Hitler kaputt – Alles kaputt“), Bayern München („Real Madrid better!“) und Mercedes („Very good“!) gewesen.

Und so denke ich mir am nächsten Morgen, nach einer Nacht fast ohne Schlaf und einer Dusche fast ohne warmes Wasser: ‚Beschwer Dich nicht, Daniel. Du wolltest unbedingt in den Kaukasus, also kriegst du auch den Kaukasus.‘

4.2 Zurück auf Start: Wodka und Ayran

Dass die gesamte Reise zu einer einmaligen Erfahrung werden dürfte, wird mir schon am Anfang klar: Es ist spät nachts als ich Anfang Januar am Heydar Aliyev-Flughafen³ in Baku lande. Köln-Istanbul, Istanbul-Baku, knapp 4.000 Kilometer Luftlinie liegen zwischen Deutschland und Aserbaidtschan. Die Entfernung zu daheim wird auch durch einen Blick auf die unmittelbare Nachbarschaft Aserbaidtschans deutlich: Im Norden grenzt das Land an Georgien und Russland, im Osten an das Kaspische Meer, im Süden an den Iran und im Westen an Armenien. Es ist nicht nur geographisch eine Reise an den (östlichsten) Rand Europas.

Amir, mein Vermieter, holt mich am Flughafen ab. Der redselige Mitvierziger und seine Frau betreiben nebenbei ein kleines Tourismusbüro. Amir weiß viel: Über die Geschichte, die Architektur, die Infrastruktur, die Politik, die Menschen des Landes: Größe und Einwohnerzahl? Ungefähr so wie Österreich. Religionen? Vor allem Muslime, auch Christen und Juden – „Keine Probleme“. Sowjetunion? Schlecht. Russen: Nette Menschen.

Es ist spät, der Flug war lang, die Informationen prasseln auf mich ein: Schon nach wenigen Minuten schwirrt mir der Kopf.

³ Anmerkung des Autors: Der Flughafen ist nach Heydar Aliyev, dem ehemaligen Präsidenten und Vater des heutigen Präsidenten, Ilham Aliyev, benannt.

Eines allerdings bleibt hängen. Und das wird sich bis zum Schluss meines Aufenthaltes nicht mehr ändern: Aserbaidsschan ist komplex: Aserbaidsschan ist nicht westlich, es ist nicht östlich, nicht nördlich, nicht südlich. Aserbaidsschan ist muslimisch, christlich-orthodox, jüdisch, säkular. Aserbaidsschan ist „Ölreichtum“ und Schlaglöcher. Aserbaidsschan lässt sich nicht in eine Schublade packen.

Als wir durch das Schneegestöber zu Amirs zerbeultem Opel auf den Parkplatz des Flughafens gehen, passieren wir eine ganze Reihe von Polizisten. In dicke Fellmützen (russisch: „Ushanka“) gehüllt, patrouillieren sie vor dem Flughafengelände.

Im Gegensatz zu ihrer, augenscheinlich russisch geprägten, Uniform gleichen ihre Fahrzeuge denen in der Türkei. Die weißen Fiat-Kombis mit der blauen Inschrift („Polis“) versetzen mich sofort zurück in meine Studententage in Istanbul.

Gerade dieses Neben- und Miteinander von türkischen und russischen Einflüssen finde ich während meiner ersten Tage in Baku besonders bemerkenswert. Egal ob in den Geschäften, den Restaurants, den Museen, Taxen, im Fitnessstudio: Überall unterhalten sich die Menschen auf zwei Sprachen, wechseln scheinbar mühelos zwischen der Turksprache Aserbaidsschanisch und Russisch hin und her. Zwar gilt Aserbaidsschanisch als die offizielle Landessprache, Russisch allerdings – zumindest in der Hauptstadt Baku und unter der Bildungselite – auch noch nach der Unabhängigkeit von der Sowjetunion 1991 als gleichwertig. Auch in der Küche schlägt sich das nieder: Ayran und Kebab gehören ebenso zu den Grundnahrungsmitteln wie Wodka und Borschtsch.

4.3 Schnittpunkt Seidenstraße: Luxusautos und Bergbauernmilch

Nailia, eine aserbaidsschanische Freundin, klärt mich auf: Zwar habe es direkt nach der Unabhängigkeit von der Sowjetunion, zu Beginn der 1990er Jahre, einen Trend gegeben, alles Russische zu negieren. Mit den Jahren habe sich das allerdings wieder gewandelt und inzwischen sei Russisch für viele Aserbaidsschaner auch wieder eine Art Modesprache geworden. Das Neben-, Mit-, Durcheinander der verschiedenen Einflüsse setzt sich auch architektonisch gerade im Stadtbild der Hauptstadt fort. Während die Altstadt von Baku mit ihren Karawansereien, den hohen Steinmauern und Moscheen eher an Orient und Zentralasien erinnert, ist die moderne Innenstadt mit seinen breiten Alleen und Monumentalbauwerken aus Kalkstein vielmehr eine Mischung aus Paris und Moskau.

Seit den Tagen der alten Seidenstraße ist Aserbaidsschan Schnittpunkt- und

Treffpunkt der unterschiedlichsten Völker und Kulturen. Die Stadt ist seit Jahrhunderten nicht nur Verbindung zwischen dem (Fernen-) Osten und der westlichen Welt, sondern auch Achse zwischen der russischen Einflusszone im Norden und den Persern im Süden. Die Einflusszonen gelten auch wechselseitig: Rund 20 Millionen Aserbajdschaner, also rund doppelt so viele wie im eigentlichen Aserbajdschan, leben im heutigen Iran. Sie stellen im Iran rund ein Viertel der dortigen Bevölkerung.

Entlang der neu gestalteten Küstenpromenade von Baku kommt ein weiteres Merkmal hinzu: Ähnlich wie in den Ölstaaten am arabischen Golf zeugen auch hier moderne, kühn gen Himmel geschwungene Wolkenkratzer aus Glas und Beton vom Selbstbewusstsein der neuen Businesselite des Landes. Als bei unserem Kennenlertreffen das Gespräch auf diese neuesten architektonischen Ausprägungen der Stadt fällt, spricht Tobias Baumann, der Leiter der Außenhandelskammer (AHK) im Land, ganz selbstverständlich von den sprudelnden Einnahmen des „Ölstaats“ Aserbajdschan.

Mit „Ölstaat“ verbinde ich persönlich auch überbordenden Luxus. Ich werde diesbezüglich nicht enttäuscht: Parallel zum Nebeneinander der unterschiedlichen Kulturen bin ich vor allem vom zur Schau gestellten Reichtum einiger Aserbajdschaner überrascht: Weder auf der Münchener Maximilianstraße noch auf der Kö in Düsseldorf bekommt man in so kurzer Zeit eine so große Ansammlung an Luxusautos, Limousinen, Designer- und Schmuckläden zu Gesicht wie in bestimmten Vierteln von Baku. Fußgängerunterführungen aus Marmor mit vergoldeten Lampenschirmen erinnern an Vorhallen italienischer Opernhäuser und im Luxussupermarkt gibt es den halben Liter Bergbauermilch für schlappe 5,30 Euro.

4.4 Erste Treffen mit Offiziellen

Mir bleibt kaum Zeit, die ersten Eindrücke zu verarbeiten, gleich nach meiner Ankunft bin ich ins Außenministerium eingeladen.

Ein deutscher Journalist mit offizieller Akkreditierung, sechs Wochen alleine unterwegs, nicht eingebunden in ein staatlich gesteuertes Programm? Und das in einem Land, das laut dem Index für Pressefreiheit von „Reporter ohne Grenzen“ weltweit auf Rang 162 von 180 Ländern liegt – noch hinter Ländern wie der Türkei, Ruanda, dem Irak oder Kongo. Positiv ausgelegt ist das Alles für die Behörden in Aserbajdschan: Eine neue Erfahrung. Negativ ausgelegt ist es: Einfach nur Stress.

Schon bevor die Reise losgeht ist klar: „Einfach“ wird dieser Aufenthalt nicht. Die Vorbereitungen für den Aufenthalt ziehen sich in die Länge. Anstatt eines Monats – wie offiziell vorgegeben – dauert es vier Monate, viel

Geduld und etliche Telefonate mit der Botschaft Aserbajdschans in Berlin bis ich neben meinem Visum auch die offizielle Akkreditierung in der Tasche habe.

Nun also soll ich mich mit dem Sprecher des Außenministeriums treffen: Offiziell ist der Termin mit Hikmat Hajiyev dazu gedacht, mir meine Pressekarte zu übergeben. Im Gegensatz zum kühlen Äußeren des Ministeriums – hoher Zaun, strenge Blicke der Wachleute, kein Handy erlaubt – verläuft das Treffen offen, freundlich interessiert.

Hajiyev ist auch zu einem Interview bereit. Insgesamt fast zwei Stunden sprechen wir über das Bild des Landes im Ausland, die Rolle westlicher Medien und die Bedeutung des Energiesektors. „Missinterpretiert“ fühle man sich manchmal von der „westlichen“ Presse, viel zu wenig werde „die Geschichte des Landes nach der Unabhängigkeit“ in Betracht gezogen. Aserbajdschan habe sich „aus dem Nichts“ einer kleinen, armen Sowjetrepublik, mehr oder weniger auf eigene Faust zu einem selbstständigen, souveränen Staat mit einer erfolgreichen Wirtschaftspolitik entwickelt. Dass auf dem Weg dorthin „Fehler“ passieren, sei doch „völlig normal.“

Es ist ein Erzählstrang, den ich in den kommenden Wochen in Gesprächen mit Offiziellen des Öfteren zu hören bekommen werde. „Auch wir sind nicht perfekt.“ Mit diesen Worten und einem freundlichen Händedruck endet mein erstes Zusammentreffen mit staatlichen Behörden.

5. Identitätsstiftend: Armenienkonflikt und Erdöl

5.1 Der Konflikt mit Armenien: Auch ungefragt ständig Thema

Freundlich bleiben Händedruck und Gespräche auch bei meinen weiteren Interviews. Egal ob mit Energieexperten, Politikern, Menschen auf der Straße: Die Geschichte als Öl-Land, die Verbindungen zum Westen, das Verhältnis zu Russland, zum Iran, zur Türkei sind – genau wie der obligatorische Tee – immer wiederkehrende Fixpunkte.

Insbesondere einem Thema entkomme ich ungefragt nie – auch, wenn ich immer wieder betone, dass das Ziel meines Aufenthaltes nicht politische Berichterstattung ist: Der Konflikt zwischen Aserbajdschan und Armenien, genauer: Die Gebietsstreitigkeit mit dem westlichen Nachbarland um die Region Bergkarabach. Seit 1994 hält Armenien große Teile des westlichen Staatsgebietes von Aserbajdschan besetzt. Die armenische Regierung beruft sich dabei auf ein historisches Anrecht auf das Gebiet. Ein Großteil der internationalen Gemeinschaft sieht das anders. So hat unter anderem der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen in drei Erklärungen bestätigt, dass die

betroffene Region Bergkarabach zu aserbaidsschanischem Staatsgebiet gehört.

Es ist eines der wenigen Themen, das alle Aserbaidsschaner, egal ob von staatlicher Seite oder im privaten Gespräch, eint und identitätsstiftend für die politische Kultur des jungen Staates scheint. Unabhängig voneinander wird mir gegenüber dutzendfach die Unschuld Aserbaidsschans in dem Konflikt beteuert. Auch an Symbolik fehlt es kaum: So heißt beispielsweise das seit Jahren erfolgreichste Fußballteam des Landes „FK Karabach Agdam“. Spiele des auch international erfolgreichen Teams, können kostenlos besucht werden.

Die Tatsache, dass der Konflikt in der breiten westlichen Öffentlichkeit kaum bis gar nicht wahrgenommen wird, enttäuscht viele Aserbaidsschaner, die hohen Kosten des Militäreinsatzes werden immer wieder als ein Hemmnis für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes genannt.

5.2 Boom wegen Erdöl: Die Bedeutung des Ölsektors für das Land

Auch Ilham Shaban verweist in unserem Gespräch auf die hohen Kosten des militärischen Konflikts. Shaban ist der Direktor des Forschungsinstituts „Caspian Barrel“. Er ist ein charismatischer Typ: Anfang 50, graumelierte Haare, gut sitzender Anzug.

Bei ihren Recherchen konzentrieren er und seine Kollegen sich auf Erdöl- und Erdgasfragen rund um das Kaspische Meer. Die Arbeit der Experten ist sehr gefragt: Ein Großteil der aserbaidsschanischen Wirtschaft kreist um den Energiemarkt, alleine die Umsätze aus dem Erdölsektor machen über ein Drittel des landesweiten Bruttoinlandsproduktes aus.⁴

Shaban ist medien erfahren, er ist oft im Fernsehen, er weiß viel: Eigentlich soll es in unserem Gespräch „nur“ um die aktuelle Situation der aserbaidsschanischen Wirtschaft und das Verhältnis zu Deutschland und Europa gehen. Das Interview wird für mich zu einer Geschichtsstunde und Einführung in das Selbstverständnis Aserbaidsschans. Ich lerne: Der Einfluss der Erdölindustrie auf das Selbstverständnis, auf die Identität des gesamten, noch so jungen Landes, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

In den ersten Jahren nach der Unabhängigkeit von der Sowjetunion, so erzählt Shaban, habe man im ganzen Land fast ausschließlich auf die Erdölindustrie als Einnahmequelle gesetzt. Für eine ganze Generation sei es nur um Geld aus dem Erdölgeschäft gegangen. Die Fixierung auf schnelles Geld

⁴ Wirtschaftsdaten Kompakt GTAI November 2017

und schnellen Erfolg sei einigen regelrecht zu Kopf gestiegen. Manche seien „wie berauscht“ gewesen vom vielen Geld.

Trotz dieser negativen Seiten beantwortet Shaban meine Frage, ob er „stolz“ auf die Entwicklung Aserbaidtschans sei, mit einem klaren „Ja, natürlich“: Gerade in den letzten 15 Jahren hätten erst die riesigen Einnahmen aus dem Erdölgeschäft die Modernisierung des gesamten Landes möglich gemacht.

In der Tat ist die Entwicklung, die Aserbaidtschan in den ersten Jahren des Erdölbooms nimmt, bemerkenswert: Zwischen den Jahren 2000 und 2010 wächst der Erdöl-Sektor jährlich um knapp 22 Prozent.⁵ Vor allem die sogenannten „Production Sharing Agreements“ (PSA)⁶ zwischen dem Staatskonzern SOCAR und ausländischen Unternehmen tragen ihren Anteil dazu bei, dass die aserbaidtschanische Wirtschaft im Zeitraum 2000 bis 2010 jährlich im Durchschnitt um beeindruckende 15,3 Prozent wächst. Die positiven Folgen dieser Entwicklung sind im ganzen Land spürbar: Der Anteil der Armen in der Bevölkerung fällt von knapp 50 Prozent im Jahr 2001 auf weniger als 16 Prozent im Jahr 2008.⁷

5.3 Auf den Rausch folgt der Absturz

Der Erfolg der Fokussierung auf den Handel mit Erdöl ist so durchschlagend, die Einnahmen sprudeln so großzügig, dass die langsam aber sicher immer stärker blinkenden Warnsignale in den Wind geschlagen werden. Ab 2010 beginnt die Erdölproduktion des Landes zurückzugehen. Zunächst noch überdeckt von den weltweit steigenden Ölpreisen und den nach wie vor hohen öffentlichen Ausgaben werden die Risse in der schönen Fassade immer größer.

Es werden Fehler gemacht: Nicht nur wird die Wirtschaft des Landes in den Boom-Jahren nicht ausreichend diversifiziert, nicht nur wird die Gelegenheit verpasst, Geld in den Nicht-Öl Sektor zu investieren.⁸ Die Wirtschaft wird auch in zunehmendem Maße abhängig vom Staatlichen Erdölfonds (SOFAZ). Im Jahr 2007 macht dieser lediglich knapp 10 Prozent des gesamten Staatshaushaltes aus. Im Jahr 2010 liegt der Anteil am Gesamt-

⁵ Asian Development Bank 2014

⁶ Anmerkung: Erklärung PSA: Eine Vertragsform bei Erdöl- und Erdgaskonzessionen, bei der sich ein oder mehrere Erdölfirmen und das Gastland die Erdöl- bzw. Erdgasproduktion nach einem festgelegten Schlüssel teilen

⁷ Transparency International: Country Profile Azerbaijan 2017

⁸ Freedom House 2013

staatsbudget bei fast 60 Prozent.⁹ Durch das Anzapfen der SOFAZ-Reserven wird nicht nur die ursprüngliche Idee des Fonds (Nutzung der Erdöleinnahmen für zukünftige Generationen) zunehmend ad absurdum geführt. Der Erfolg der gesamten Volkswirtschaft wird auch an die Höhe des weltweiten, fluktuierenden Erdölpreises gekoppelt.¹⁰

Im vierten Quartal des Jahres 2014 stürzt der weltweite Ölpreis um fast die Hälfte seines vorherigen Wertes ab. Noch heute leidet die Wirtschaft unter den Folgen des Preisverfalls. Neben fehlenden Exporteinnahmen sowie zurückgehenden Staatsausgaben sind es insbesondere massive Kaufkraft-einbußen (zurückzuführen auf die starke Entwertung der Landeswährung Manat), die der Wirtschaft Bremsklötze anlegen. Die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (EBRD) weist 2016 einen Rückgang des Bruttoinlandsprodukts (BIP) um 3,1 Prozent aus. Auch im Jahr 2017 gehen die Experten von einem Rückgang des BIP um 0,5 Prozent aus. Zusätzlich bricht auch ein Großteil des „Stabilitätsankers“ der staatlichen Investitionen weg.¹¹

Ahmad Alili ist einer von denen, die sich auch vor meinem Mikrofon zum wirtschaftlichen Absturz des Landes äußern möchten. Der Politologe arbeitet für das „Center For Economic And Social Development“ (CESD) in Baku. Die Nichtregierungsorganisation konzentriert sich in ihrer Arbeit auf sozioökonomische Zusammenhänge in der Gesellschaft und ist „seit 2011 der beste Think Tank in Zentralasien“.¹² Das geht aus dem „Global Go To Think Tank Index Report (TTCSP)“¹³ der University of Pennsylvania hervor, der jedes Jahr die Rolle von Politikforschungsinstituten in Regierungen und Zivilgesellschaften untersucht.

Vielleicht ist es der Stolz und das Selbstvertrauen über diese Bewertung, die Alili klare Worte finden lässt: Der Ölpreisverfall 2014 habe die gesamte Gesellschaft „geschockt“, die Regierung, die staatlichen Stellen seien nicht darauf vorbereitet gewesen: „Man ist zwar davon ausgegangen, dass der Ölpreis sinken würde, allerdings“, so der Experte, habe man damit vielleicht in 20 Jahren gerechnet.

⁹ Asian Development Bank 2014

¹⁰ Asian Development Bank 2014

¹¹ Aserbaidsschan. Bericht des „Ost-Ausschuss der Deutschen Wirtschaft“. Stand: Dezember 2017

¹² Think Tanks and Civil Societies Program. The Lauder Institute. The University of Pennsylvania

¹³ Think Tanks and Civil Societies Program. The Lauder Institute. The University of Pennsylvania

6. Wenn der Staatskonzern SOCAR keine Lust auf Presse hat

6.1 Einfach gedacht, schwierig umgesetzt: Ausflug aufs Ölfeld

Nach einer knappen Woche in Baku, nach mehreren Gesprächen mit mehreren Energieexperten in mehreren Büro- und Sitzungsräumen steht für mich fest, dass es nicht ausreicht, nur theoretisch über diese Industrie zu sprechen:

Um die Prozesse der (Erdöl-)Wirtschaft dieses Landes wirklich verstehen zu können, möchte ich mir „vor Ort“ ein Bild machen, dazu muss ich mir auch ein Erdölfeld ansehen. Ohne die staatliche Ölgesellschaft von Aserbaidshon (SOCAR) geht das nicht. SOCAR ist der „Big Player“ in Aserbaidshons (Energie-)Wirtschaft. Der Staatskonzern besteht seit 1993, über 60.000 Menschen arbeiten für SOCAR, das Unternehmen macht pro Jahr rund 40 Milliarden Euro Umsatz, rund ein Viertel der geförderten Menge an Erdöl gehen auf das Konto von SOCAR.¹⁴

Diese Kraft will man augenscheinlich auch architektonisch unter Beweis stellen: Der SOCAR-Tower, die Firmenzentrale des Konzerns im Nordosten von Baku, ist eine in Stahl und Glas gegossene Machtdemonstration: Mit knapp 200 Metern ist es das höchste Gebäude Aserbaidshons, alleine die Beschreibung der verschiedenen „Gebäudefeatures“ (knapp 2.000 Parkplätze, 40. Stockwerke, Fitnessraum etc.) sind dem Konzern aufwendig produzierte Werbevideos wert. Die Terminfindung ist kompliziert: Seit Ende Dezember stehe ich mit dem Pressesprecher von SOCAR, Ibrahim Ahmadov, in freundlichem Kontakt. Ahmadov selbst hat in Deutschland promoviert, sein Deutsch ist hervorragend. Unseren ersten Termin sagt er aufgrund einer Grippe kurzfristig ab. Kurz vor unserem zweiten Treffen schreibt Ahmadov mir, dass es aus Sicht des Managements derzeit kein Interesse an Berichterstattung in deutschen Medien gebe. Um eine „zukünftige“ Zusammenarbeit auszuloten, könne man sich dennoch treffen. Dazu bräuhete er, neben meiner schon vorliegenden offiziellen Akkreditierung vom Außenministerium, noch ein weiteres, formloses Schreiben des Außenministeriums in Baku.

Ich kontaktiere Hikmat Hajiyev, den Sprecher des Außenministeriums in Baku. Er bittet um die Kontaktdaten von Ahmadov. Kurz darauf meldet sich auch die aserbaidshonische Botschaft in Berlin bei mir. Dort hat man in der Zwischenzeit – ich weiß nicht wie – auch Wind von der Sache bekommen. Rauf Jafarov, mein Kontaktmann in der Botschaft mit dem ich seit Beantra-

¹⁴ Nur Erdöl reicht SOCAR nicht mehr. Neue Züricher Zeitung. Benjamin Triebe 17.11.2016

gung meines Visums in regelmäßigem Kontakt stehe, ruft mich an, sichert mir Unterstützung zu. Schlussendlich bekomme ich einen Termin.

6.2 Schlechtes Image deutscher Presse: Schwierige Terminfindung

Ich merke, wie das Ganze in mir zu arbeiten beginnt: Das aserbaidsschanische Außenministerium. Die aserbaidsschanische Botschaft in Berlin. Ellenlange E-Mails zur (Er-)Klärung meines Anliegens. So ein umständliches Prozedere wegen eines simplen Termins mit einem Pressesprecher? Es ist offensichtlich, dass man mir gegenüber misstrauisch ist.

Ein kurzer Blick zurück: Im Herbst 2017 gerät die Frankfurter Filiale von SOCAR im Zuge einer lange zurückliegenden unzulässigen Spende an die örtliche CDU in Negativschlagzeilen. Die Berichterstattung, die auch in der Tagesschau landet, mischt sich mit Berichten über die „Kaviar-Diplomatie“ – die mutmaßliche Bestechung von Mitgliedern des Europarats durch Aserbaidsschan.

Als eine Art Retourkutsche produziert das aserbaidsschanische Staatsfernsehen Videoclips, in denen die Lebensumstände in Deutschland als katastrophal beschrieben werden. Die Flüchtlingskrise, so der Tenor, habe Deutschland an den Rand des Untergangs geführt. Meine aserbaidsschanischen Bekannten lachen darüber. Allerdings verfehlen die Berichte nicht komplett ihre Wirkung. Mehrfach werde ich während meines Aufenthaltes von besorgten Aserbaidsschanern auf die „fragile Sicherheitslage“ in Deutschland angesprochen.

Dass die Verantwortlichen bei SOCAR nicht die Einzigen im Land sind, die deutsche Pressevertreter mit Argwohn betrachten, erfahre ich bei mehreren Gelegenheiten. Bei einem Abendessen mit Mitarbeitern eines Forschungsinstituts, das ich mit Absicht an dieser Stelle nicht namentlich erwähne, wirft mir ein angetrunkener Mitarbeiter völlig unvermittelt zu: „Du weißt schon, was man mit kritischen Journalisten macht, oder? Die werden hier ins Gefängnis geworfen.“

Es soll wohl ein bisschen als Witz gemeint sein, ich kann nicht darüber lachen.

6.3 Treffen im SOCAR Tower

Mit diesen Vorerfahrungen im Gepäck mache ich mich am Beginn meiner dritten Woche auf den Weg zum SOCAR-Tower. Im Kontrast zur komplizierten Terminvergabe verläuft das Treffen mit Ahmadov freundlich, unkom-

pliziert und abtastend. Über eine Stunde sprechen wir beim gemeinsamen Mittagessen über Deutschland, Aserbaidtschan, Gott und die Welt. Eines ist klar: So ein ausführliches Gespräch mit einem Pressesprecher über nicht-arbeitsrelevante Themenfelder hatte ich noch nie.

Ich beginne schon ernsthaft in Erwägung zu ziehen, meinen nächsten Termin am Nachmittag zu verschieben, da wartet Ahmadov am Ende unseres Gesprächs ganz plötzlich mit einem Angebot auf: Einen Besuch auf Bibi-Heybat, dem ältesten aktiven Erdölfeld der Welt ganz in der Nähe von Baku, und in Sumquayit, der zweitgrößten Stadt des Landes und Symbol für die Neuausrichtung der Wirtschaft, könne man mir gestatten.

Ein paar Minuten später stehe ich schon wieder draußen vor dem SO-CAR-Tower und bin immer noch ganz platt vom plötzlichen Wechsel der Ereignisse. Manche Dinge muss man wohl nicht verstehen, denke ich, als ich mich auf den Weg zurück in die Innenstadt mache.

7. Wirtschaftsmotor: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft

7.1 Bibi-Heybat: Die älteste Erdölpumpe der Welt

Ein paar E-Mails und Tage später ist es soweit: Ich stehe auf dem Ölfeld „Bibi-Heybat“ direkt am Kaspischen Meer. Es ist eine beeindruckende Ansicht. Nicht einmal sieben Kilometer von der Innenstadt Bakus entfernt fördern hier Erdölpumpen Erdöl aus der Erde, im Hintergrund verschwimmen sozialistische Zweckbauten und moderne Wolkenkratzer aus Stahl und Glas zu einer uneinheitlichen Skyline der aserbaidtschanischen Hauptstadt.

Ich beginne meine Tour an historischer Stelle. Genau hier, und nicht wie fälschlicherweise manchmal berichtet in Pennsylvania, USA, wurde 1847 die erste Erdölpumpe der Welt errichtet. Mit der Historikerin Parvin Ahanci stehe ich neben einer aufgehübschten Version des historischen Bohrturms. Die redselige Historikerin ist auf die Entwicklung der Erdölindustrie in Aserbaidtschan spezialisiert, sie weiß also viel zu berichten.

Zwar habe es Berichte über den Fund von Erdöl in der Bucht von Baku schon im Mittelalter gegeben. „Schon Marco Polo weiß im 13. Jahrhundert um die Erdölvorkommen im Kaukasus“, so die Historikerin weiter. Die erste industrielle Förderung des „Schwarzen Goldes“ habe allerdings erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen.

Dem Besucher aus Deutschland berichtet Ahanci vor allem von der führenden Rolle der Nobel-Brüder zu Beginn der industriellen Erdölförderung: 1910 gehören sie mit ihrer Firma „The Nobel Brothers' Oil Partnership“ zu den „Ölkönigen“ von Baku. Zusammen mit der „Royal Dutch Shell“ und

„The Main Russian Oil Partnership“ gehören ihnen 60% der Ölfelder von Baku.

Erst die Bolschewiken setzen dem Boom mit der Oktoberrevolution 1917 ein Ende, die Betriebe werden verstaatlicht. Baku bleibt jedoch auch weiterhin zentral für die Erdölförderung. Während des Zweiten Weltkriegs stammen knapp 90 Prozent des Benzins für die Sowjetarmee aus Aserbaidsschan. Die Nazis versuchen sich der Erdölfelder des Kaukasus habhaft zu machen. Die Schlacht von Stalingrad, der in Aserbaidsschan auch heute noch gedacht wird, setzt dem ein Ende. In den Folgejahren der Sowjetunion avanciert Aserbaidsschan zum Energielieferanten Nr. 1 des Riesenreichs und ist zwischenzeitlich für 70 Prozent der Energielieferungen verantwortlich.

7.2 Erdöl: Das schwindende Gold

Obwohl das meiste Öl heute von hochmodernen Bohrinseln im Kaspischen Meer „offshore“ gefördert wird, heben und senken sich die Erdölpumpen auf Bibi-Heybat, wegen ihrer Ähnlichkeit auch „Pferdeköpfe“ genannt“, auf und ab. Erdöl ist und bleibt das Gold Aserbaidsschans und gleichzeitig das Schmierfett der Wirtschaftsmaschinerie. Allerdings ist es eine schwindende Ressource: Noch im Jahr 2009 betrug die geförderte Menge an Erdöl rund 1 Millionen Fass pro Tag. Im Jahr 2016 ist diese Menge um etwa 16 Prozent, auf 841.000 Fass, zurückgegangen.¹⁵

Die Endlichkeit der Ressource ist ein großes Thema in Aserbaidsschan. Vom Wirtschaftsexperten Ahmad Alili vom Forschungsinstitut CESD bis hinunter zum „Otto Normalverbraucher“ auf der Straße. In vielen Gesprächen höre ich in den sechs Wochen meines Aufenthaltes immer ähnliche Aussagen: Um die Wirtschaft Aserbaidsschans zukunftsfähig zu machen, müsse man wegkommen von der Fokussierung auf diesen Industriezweig. Es müsse Wandel, es müsse Diversifizierung her.

Der Energieexperte Ilham Shaban von „Caspian Barrel“ versucht, die Ausrichtung auf die Zukunft mit einem Blick zurück in die Vergangenheit zu verknüpfen. In gewisser Hinsicht seien der weltweite Ölpreisverfall und die damit einhergehende Wirtschaftskrise gut gewesen für Aserbaidsschan. Der Schock von 2014 biete insofern eine Chance zur Heilung, da die Regierung geradezu habe einsehen müssen, dass man eine Volkswirtschaft nicht allein auf einem Wirtschaftszweig aufbauen könne. „Noch vor wenigen Jahren haben wir pro Jahr 200 Milliarden Dollar im Öl- und Gassektor verdient.

¹⁵ Nur Erdöl reicht SOCAR nicht mehr. Neue Züricher Zeitung. Benjamin Triebe 17.11.2016

Solche Einnahmen sind für die nächsten zehn Jahre nicht realistisch“, so der Energieexperte. Der niedrige Ölpreis zwingt die Regierung regelrecht dazu, den Markt (und das Land) zu öffnen, um Wettbewerb im Land zu zuzulassen.

7.3 Sumquayit: Die dreckige Vergangenheit der Industriestadt

Begreift man die matt gestrichenen Öl-Bohrtürme am Kaspischen Meer als Symbol für die Vergangenheit, stehen die glänzenden Metall-Röhren des neuen Chemieparks in Sumquayit für die wirtschaftliche Zukunft des Landes.

Um einen Einblick in diese Zukunft zu bekommen, muss ich mich erstmal ins Auto setzen. Eine Stunde dauert die Fahrt, vom Erdölfeld Bibi-Heybat geht es auf der Autobahn vorbei an kalksteinfarbenen Hochhäusern in Richtung Norden nach Sumquayit – der mit 300.000 Einwohnern zweitgrößten Stadt des Landes.

Sumquayit hat als Industriestandort Tradition, vor allem was die chemische Industrie anbelangt: Zu Zeiten des Kalten Krieges wurden in mehr als 40 Fabriken künstlicher Gummi, Chlor, Aluminium, Waschmittel und Pestizide hergestellt. Bis zum Fall des Eisernen Vorhangs stammten mehr als ein Viertel aller produzierten Chemikalien der Sowjetunion aus der Stadt.

Heutzutage hat sich das Blatt gewandelt, werden die meisten chemischen Konsumgüter nach Aserbaidsschan importiert. Im Vergleich zu den 40 Millionen Tonnen Rohöl und den verarbeiteten 6,5 Millionen Tonnen, die jedes Jahr exportiert werden, sehen die bis dato produzierten 250.000 Tonnen Chemikalien im Jahr ziemlich mager aus.

Dass die Produktion von Chemikalien seit Ende der Sowjetunion so stark nach unten gegangen ist, mag auch an den katastrophalen Schäden liegen, die die Industrie der Region zufügt. Zu Sowjetzeiten traten pro Jahr bis zu 120.000 Tonnen Schadstoffe in die Atmosphäre aus. Die Kindersterblichkeitsrate ist die höchste der gesamten Sowjetunion, die Krebsraten liegen über 50 Prozent des sowjetischen Durchschnitts und Gen- und Geburtsdefekte sind – laut einer Studie von UN, WHO, dem Aserbaidsschanischen Gesundheitsministerium und der Universität Alberta – an der Tagesordnung. Laut einem Bericht des Blacksmith Instituts zählte Sumquayit noch 2007 zu den zehn dreckigsten Städten der Welt.

7.4 Sumquayit: Mit sauberem Dünger in die Zukunft

Heute ist das alles anders, erzählt mir Khayal Jafarov. Jafarov ist der Direktor der Stickstoffdüngemittel Fabrik „Carbamide“ in Sumquayit und darauf sichtlich stolz, wie mir bei der gemeinsamen Betriebsbesichtigung klar wird.

Die Fabrik steht für die wirtschaftliche Öffnung des Landes. Das zumindest ist der Tenor der SOCAR Verantwortlichen: Neben SOCAR ist das koreanische Generalunternehmen Samsung an der Fabrik beteiligt, das notwendige Geld kommt aus Fördertöpfen der koreanischen Exportkreditversicherung und der Deutschen Bank.

Im Frühjahr 2018 soll es hier losgehen mit der Produktion von „Stickstoff-Düngemittel“. Die notwendigen Zusatzstoffe, Ammoniak und Harnstoff, sollen hier bald im Massenbetrieb hergestellt werden. Alleine die riesige Menge an produziertem Harnstoff (600.000 Tonnen pro Jahr) soll ausreichen, um den Bedarf von ganz Aserbaidsschan zu decken.

Jafarov ist mit seiner Fabrik nicht alleine, in ganz Sumquayit läuft eine Modernisierungswelle: Alte Industrieanlagen werden modernisiert, fit gemacht für die Zukunft der Chemieindustrie. Bei einer Führung über das Betriebsgelände spricht Jafarov mit mir vor allem über die Kooperation mit den internationalen Partnern.

„Mit diesen Projekten bringt SOCAR neue, hochmoderne westliche Technologie ins Land. Diese internationalen Unternehmen haben die Verpflichtung, höchste internationale Umweltstandards einzuhalten.“

Dass neben der Deutschen Bank noch der österreichische Arm der italienischen Uni Credit und die Societé Général aus Frankreich an der Finanzierung beteiligt sind, kann Jafarov nur Positives abgewinnen: „Diese Banken verlangen uns auch hohe Umweltstandards ab, nicht nur während der Bauphase, sondern auch, wenn die Fabrik in Betrieb genommen wird. Wir verpflichten uns selbst auf hohe internationale Umweltstandards, das beinhaltet auch halbjährliche Überprüfungen durch unabhängige Umweltexperten.“

7.5 „Vertrag des 21. Jahrhunderts“: Nicht nur Ausbau von Sumquayit

Die Modernisierungswelle in Sumquayit ist nicht das einzige Großprojekt, das die Regierung zur Erneuerung, zur Diversifizierung der Wirtschaft vom Rohölexport angeht. Neben der Stärkung des Tourismus und der Landwirtschaft ist es vor allem ein Kooperationsabkommen mit der EU, das im Mittelpunkt steht: Die weitere Ausbeutung des Shah Deniz Gasfeldes im Kaspischen Meer, genannt „Shah Deniz 2“.

Noch in diesem Jahr soll das erste Erdgas gefördert werden, im Jahr 2020 sollen erstmals Gaslieferungen in Europa ankommen. Das mit 36 Milliarden Euro dotierte Investitionsvorhaben ist vor allem Moskau ein Dorn im Auge, da Gas vollkommen unabhängig vom russischen Einfluss nach Europa transportiert werden kann.

Insgesamt drei Rohrleitungssysteme muss das Gas durchströmen, bis es in der EU ankommt. Von Aserbaidtschan wird es über die Südkaukasus-Pipeline nach Georgien transportiert. Die Transanatolische Pipeline (TANAP) soll das Gas durch die Türkei befördern, bis es schließlich mittels der Trans Adriatic Pipeline (TAP) durch Griechenland, Albanien und das Mittelmeer nach Italien gelangt. Insgesamt soll die Leitung 10 Mrd. m³ Erdgas pro Jahr transportieren. Zwar sind solche Fördermengen im Vergleich zu anderen Gaspipelines von Russland nach Europa gering, dennoch spricht man in Aserbaidtschan schon vom „Vertrag des 21. Jahrhunderts“ – in Anlehnung an den „Vertrag des Jahrhunderts“, einem 1994 geschlossenen Vertrag von 13 Ölfirmen aus 8 Ländern, dem Aserbaidtschan wachsende Ölexporte und wirtschaftlichen Aufschwung verdankt.¹⁶

8. Große Pläne treffen auf graue Realität

8.1 Erste Zweifel an der weißen Weste

Die Pläne für das „Shah Deniz 2“-Gasfeld, die Modernisierungswelle in Sumquayit am Beispiel der Düngemittelfabrik mit ihrem Direktor Khayal Jafarov und nicht zuletzt die Aussagen von Hikmat Hajiyev, dem Sprecher des Außenministeriums, das Aserbaidtschan den „Fluch des Erdöls“ (Umweltsünden aus der Sowjetzeit) in einen „Segen“ für das Land (Wirtschaftlichen Aufschwung) umgewandelt habe, führen dazu, dass ich den Eindruck bekomme, dass sich das Land auf einem erfolgreichen Weg in die Zukunft befindet. Dass die Weste nicht ganz so weiß ist, wie sie mir meine Gesprächspartner vermitteln wollen, wird mir unter anderem im Gespräch mit Ahmad Alili vom Forschungszentrum CESD in Baku klar: Zwar sei es richtig, dass es Reformen zur Diversifizierung der Wirtschaft gebe, allerdings bestehe zum Beispiel noch ein großes Stadt-Land Gefälle.

„Die Landbevölkerung konnte zwar indirekt vom Wirtschaftswachstum der vergangenen Jahre profitieren. Sie sehen das zum Beispiel am Bauboom in den großen Städten wie Baku oder Sumquayit – die meisten Bauarbeiter

¹⁶ Ein Schleichweg vor Russlands Nase. Neue Züricher Zeitung. Benjamin Triebe 17.11.2016

kommen aus ländlichen Gebieten. Aber dennoch gibt es noch eine ganze Menge zu tun, was die Entwicklung des ländlichen Raumes anbelangt. Sie sehen das alleine am Beispiel des Lebensstandards. Da gibt es große Unterschiede zwischen Stadt und Land.“

Dass die Aussagen von Alili noch eine schöne Umschreibung für die tatsächlichen Zustände sind, erfahre ich, als ich in den kommenden Wochen bis zu meiner Abreise durch das Land reise.

8.2 W-Lan im Plumpsklo

Egal ob im Nordwesten in der Region Qax, ganz in der Nähe zur russischen Unruheprovinz Dagestan und berühmt für seine beeindruckende Berg- und Naturlandschaft, in der vibrierenden Provinzhauptstadt Gence im Landesinneren, der historisch bedeutenden alten Khan- (Fürsten)-Stadt Sheki, der jüdischen Gemeinde in Quba oder dem abgelegenen Bergdorf Xinaliq:

Die augenscheinlichen Unterschiede zum Lebensstandard in den wohlhabenden Vierteln der Hauptstadt Baku empfinde ich persönlich als frappierend. Das beginnt schon bei der Infrastruktur: Mit Ausnahme der großen Straßen sind viele Wege in der Provinz nicht geteert, Schlaglöcher sind an der Tagesordnung. Selbst zu touristischen Zielen, wie der ersten christlichen Kirche im Kaukasus im Örtchen Kish, rumpelt der öffentliche Mini-Bus über eine unbefestigte Straße.

Egal wo ich hinkomme sind die Menschen mir gegenüber neugierig, freundlich, hilfsbereit. Und leben – in scharfem Kontrast zum Lebensstandard in den Großstädten – in ärmlichen Verhältnissen.

Aufgrund der Lebensbedingungen das Leben in der Provinz ausschließlich als „zurückgeblieben“ zu bezeichnen, spiegelt allerdings auch nicht die komplette Wahrheit wider. Eine der verwirrendsten Erfahrungen in dieser Hinsicht mache ich bei einer Familie in der Nähe von Quba, ganz im Norden des Landes, bei der ich zum Abendessen eingeladen bin. Zwar steht die Familie übers Internet in Kontakt mit der über die ganze Welt verstreuten Verwandtschaft, „hängen“ die zwei „Tweenie-Töchter“ den ganzen Abend über ihren Smartphones und posten Bilder auf Instagram und Facebook. Als ich jedoch nach dem Essen nach der Toilette frage, werde ich erstmal gebeten, meine Schuhe anzuziehen. Anschließend führt der Vater mich über den kleinen Hof des Hauses nach draußen zu einem kleinen Verschlag, an dem nur außen eine kleine Glühbirne baumelt: Ein Plumpsklo ohne fließend Wasser und Licht. Nach meiner ersten Überraschung lade ich mir über das hauseigene W-Lan erstmal eine Taschenlampen-App runter.

8.3 Kein Gespür für die Natur - Systemkritik vom Umweltschützer

Auch in einigen Vierteln von Baku kann man das starke Gefälle zwischen neuem Prunk und Armut bei genauerem Hinsehen entdecken. Ich bin mit Rovshan Abbasov, einem Geologen und Dozenten an der Khazar Universität, verabredet. Die Uni liegt im Osten von Baku, eine gute halbe Stunde Autofahrt vom Stadtzentrum entfernt – wenn alles glatt läuft.

Heute läuft wenig glatt: Wie üblich bestelle ich über eine Taxi-App auf meinem Smartphone ein Taxi, eine gängige Methode der Fortbewegung in Aserbaidtschan und eine günstige Alternative zu Fahrten in „richtigen“ Taxis – deren Fahrer verlangen bei mir, dem Ausländer, gerne mal das Doppelte oder Dreifache vom eigentlichen Fahrpreis.

Zunächst geht es schnell dahin, die Küstenstraße ist gut ausgebaut, die Hochhäuser und modernen Wolkenkratzer ziehen am Fenster vorbei. Ich beginne mich schon zu fragen, was ich mit der ganzen Zeit anfangen soll, die zu unserem Treffen noch übrig ist, da werden wir von der Schnellstraße auf eine Umleitung umgeleitet – und befinden uns mit einem Mal in einer anderen Welt:

Niedrige, gedrungene Häuser, die Straßen voller Schlaglöcher, Männer, die in dicke Wintermäntel gehüllt in Gruppen an Straßenecken stehen. Der Kontrast der ärmlichen Behausungen zu vielen umgeleiteten Fahrzeugen könnte nicht größer sein. Ähnlich zu Raumschiffen von Aliens entfernter Planeten schieben sich die dicken Geländewagen der Elite durch das Viertel, liefern sich die Sonnenbrillen tragenden Fahrer ein Hupkonzert mit den Fahrern übervoller Stadtbusse.

Auch mein Taxifahrer kann – angesichts des vollkommenen Verkehrsinfarkts der Umleitungsstraßen – nicht an sich halten. Hupend und schimpfend bewegen wir uns vorwärts, anstatt einer halben Stunde – wie ursprünglich gedacht – dauert es 1 ½ Stunden bis ich an der Universität ankomme.

Rovshan Abbasov reagiert verständnisvoll auf meine Geschichte. Die Bürger von Baku sind Verkehrschaos gewöhnt. Als ich ihm vom Kontrast der Luxusautos und der ärmlichen Nachbarschaft, meinen Erfahrungen in der Provinz erzähle, kommen wir auf die sozialen Ungleichheiten im Land zu sprechen.

Der Wissenschaftler attestiert der Gesellschaft einen um Geld kreisenden Geltungsdrang. Die Gründe dafür sieht er in der Vergangenheit. Zu Zeiten der Sowjetunion seien die meisten Menschen „sehr arm“ gewesen. Mit der Unabhängigkeit und den sprudelnden Einnahmen aus der Erdölwirtschaft seien bestimmte Leute sehr schnell an sehr viel Geld gekommen. Dass man es „geschafft“ habe, dass man „der Armut entkommen“ sei, wolle man eben nun auch zeigen.

Abbasov ist ein nachdenklicher Mann, man merkt ihm an, dass es ihm schwerfällt, über die Verfehlungen der aserbaidshonischen Gesellschaft zu sprechen. In seinem Urteil ist er jedoch ganz deutlich: Nicht nur bei der Verteilung des Reichtums würde nicht an die gesamte Gesellschaft gedacht. Auch was die Umweltsünden der Erdölindustrie betreffe, habe man auch nach der Unabhängigkeit des Landes vor allem an den finanziellen Gewinn gedacht. Zwar habe es Verbesserungen im Vergleich zur Zeit der Sowjetunion gegeben, „allerdings ist die Situation alles andere als ideal. Wenn Sie auf der Abseron-Halbinsel¹⁷ herumfahren, sehen Sie eine Menge veralteter Bohrtürme und Verschmutzung überall. Zum einen ist der Boden auf der Oberfläche verschmutzt, zum anderen geht die Verschmutzung auch unter die Erde – an einigen Stellen bis zu fünf Meter Tiefe. Ich gehe davon aus, dass sich überschüssiges Öl, Schwermetalle und sogar kleinere Mengen an radioaktiv verstrahlter Erde im Boden befinden. Letztere wirken sich schrecklich auf die Gesundheit von Menschen aus. Allerdings“, so fügt er ernüchert gegen Ende unseres Gespräches an, „gibt es in Aserbaidshon keine ausführlichen Studien, die einen Zusammenhang zwischen der Ölindustrie und diesen Problemen herstellen.“

8.4 In der Schwebel: Die schwierige Arbeit von Transparency International

Das Gespräch mit Abbasov lässt mich nachdenklich zurück. Inzwischen ist es Ende Januar, es ist meine fünfte Woche in Aserbaidshon und mir fällt auf: Es ist das erste Mal gewesen, dass jemand VOR dem Mikrofon wirklich offen über kritische Zustände im Land spricht. Mir wird bewusst: In einem Land, das ein Großteil seines Selbstverständnisses aus den erfolgreichen Wirtschaftsjahren nach der Unabhängigkeit zieht, müssen Politik und Wirtschaft fast zwangsläufig eng miteinander verwoben sein. Die kleinste kritische Äußerung an den ökonomischen Gegebenheiten wird also letzten Endes auch zur Kritik an den politischen Verhältnissen.

Gerade weil die ökonomischen und politischen Machtstrukturen sich so stark auf Präsident Ilham Aliyev, seine Familie und eine kleine Gruppe Oligarchen konzentriert, trifft dies in Aserbaidshon besonders zu.¹⁸

Lediglich Personen vom Standing eines Rovshan Abbasov, international

¹⁷ Anmerkung des Autors: Auf der Abseron-Halbinsel befindet sich sowohl die Hauptstadt Baku wie auch die meisten on-shore Ölfelder (auch das historische Bibi-Heybat)

¹⁸ Freedom House. 2013. "Nations in Transit: Azerbaijan". <http://www.freedomhouse.org/report/nations-transit/2013/azerbaijan>

anerkannt, mit einem Studium in den USA und Verbindungen zu Unicef kann sich wohl solch offene Töne erlauben.

Wie schwer es Menschen haben, die sich nicht in so einer privilegierten Position befinden, wird mir im Gespräch mit Rena Safaralievna klar. Safaralievna ist die Direktorin von Transparency International (TI) in Aserbaidtschan.

Die Organisation hat sich unter anderem der Bekämpfung und Eindämmung von Korruption verschrieben. Wie in den meisten post-kommunistischen Ländern, in denen die Interessen der Wirtschaftselite eng mit den Interessen der politischen Elite verwoben sind¹⁹, gibt es auch in Aserbaidtschan viel zu tun: Im weltweiten Ranking des Korruptionswahrnehmungsindex (CPI) liegt das Land abgeschlagen auf Rang 122 – noch hinter Staaten wie Togo, Pakistan oder El Salvador.²⁰

Das Landesbüro setzt sich vor allem für Menschen ein, die beispielsweise unter der grassierenden Korruption leiden und Rechtsberatung suchen. Dass diese Hilfe benötigt wird, lässt sich an den beeindruckenden Zahlen ablesen: Über 40.000 Menschen, so erzählt mir Safaralievna, hätten seit dem Jahr 2005 Hilfe von Transparency International Aserbaidtschan in Anspruch genommen.

Derzeit ist es allerdings die Organisation selbst, die auf Unterstützung angewiesen ist: Seit über acht Monaten ist es Safaralievna und ihren Kollegen nicht erlaubt, auf schon bewilligte Gelder zurückzugreifen. Von über 30 Mitarbeitern noch vor einem Jahr arbeiten derzeit lediglich fünf Mitarbeiter in dem Büro in der Innenstadt von Baku – auf freiwilliger Basis, ohne Bezahlung.

„Wir haben von US-AID weitere Zuschüsse bewilligt bekommen. Wir haben beim Justizministerium die Freigabe dieser Gelder beantragt. Bis jetzt haben wir weder eine positive, noch eine negative Antwort erhalten. Wir sind also in einer Art Schwebezustand.“

„Die Zuschüsse, die von der Regierung ausgestellt werden, sind sehr klein. Da geht es dann um 5.000 Euro, vielleicht 10.000 Euro. Mit solchen Beträgen können Sie keine Organisation langfristig am Laufen halten, sie können keine Leute einstellen.“

Safaralievna, eigentlich eine toughe, durchsetzungsstarke Frau, wirkt komplett desillusioniert: „Ich verstehe die Gründe für dieses Verhalten nicht. Wir nehmen der Regierung sehr viel Arbeit ab, indem wir unsere Berichte ver-

¹⁹ Chêne, M. 2013. „Overview of Corruption and Anti-Corruption in Azerbaijan“ TI Anti-Corruption Helpdesk Answer. Berlin: Transparency International. https://www.transparency.org/files/content/corruptionqas/Overview_of_corruption_in_Azerbaijan_2.pdf

²⁰ https://www.transparency.org/news/feature/corruption_perceptions_index_2017, aufgerufen am 22.2.2018

fassen. Die Regierung greift ja auch auf unsere Berichte zurüok.“

Für sie ist klar, dass diese schwierige Situation sich nicht nur auf Transparency International, sondern auch auf alle anderen Nichtregierungsorganisationen ausweiten lässt: „Natürlich werden der Arbeit von zivilgesellschaftlichen Organisationen Steine in den Weg gelegt.“

8.5 Bedrohungsszenarien von außen als Totschlagargument

Ein Argument, das ich gerade von offizieller oder staatlicher Seite immer wieder höre, um repressive oder autoritäre Maßnahmen – wie die Einschränkung von Meinungs- oder Pressefreiheit – zu rechtfertigen, ist die Skizzierung eines „Bedrohungsszenarios von außen“.

Ähnliche Argumentationsmuster kenne ich schon aus meiner Arbeit in der Türkei, Bosnien oder Jordanien. Für mich ist es ein fast international gültiges Totschlagargument, um Freiheitsrechte einzuschränken.

Auch in Deutschland gibt es diese Argumentation in abgeschwächter Form, wenn beispielsweise die Ausweitung von staatlichen Überwachungsinstrumenten vor dem Hintergrund „terroristischer Bedrohungslagen“ erörtert wird. In Aserbaidshon begegne ich diesem Argument gerade im Gespräch mit regierungsnahen Stellen regelmäßig.

Am pointiertesten bringt es Farhad Ammadoy, Direktor des halbstaatlichen Forschungsinstituts SAM (Strateji Araşdırmalar Mərkəzi), auf den Punkt. Über Jahrhunderte sei Aserbaidshon besetzt gewesen von fremden Mächten, erzählt er mir gleich zu Beginn unseres Gesprächs. Die Sowjetunion, das Zarenreich, die Perser, die Türken. Gerade vor dem iranischen und dem russischen Einfluss habe man immer noch Angst. Wie weit alleine die Russen bereit seien zu gehen, zeige schon allein die Unterstützung Moskaus im Konflikt mit Armenien. Ohne russische Unterstützung wäre es Armenien niemals gelungen, die Region Bergkarabach zu besetzen.

Auch der russische Einfluss auf die Gruppe der Lesgier im Land wird kritisch gesehen. Rund 200.000 von ihnen leben vor allem im Norden des Landes – eine Mehrheit von ihnen noch weiter nördlich im Süden Russlands. Auch deswegen wird ihnen beizeiten eine ideologische Nähe zu Russland vorgeworfen. Mir gegenüber wird häufig der Verdacht geäußert, Russland habe den Lesgiern schon russische Pässe ausgestellt.

Farhad Mammadoy fasst das Misstrauen gegenüber Russland zusammen: „Wir wollen nicht zu einer zweiten Ukraine werden, in dem Russland ‚seinen Bürgern‘ zu Hilfe kommen muss, in dem das Land gespalten wird und der Rest der Weltgemeinschaft nur zusieht.“

Auch aus diesem Grund wolle man beispielsweise keinerlei politische Stiftungen aus dem Ausland im Land.

8.6 Von Deutschland lernen: Besuch in Göygöl

Dass nicht alle Staatsrepräsentanten die Entwicklungen im eigenen Land schönfärben wollen, zeigt das Beispiel von Rovshan Rzayev. Rzayev ist Abgeordneter im aserbaidtschanischen Parlament und Vorsitzender der Aserbaidtschanisch-Deutschen Parlamentariergruppe. Ich treffe ihn zum Interview in seinem Büro in Baku: Es soll um die Beziehungen zwischen den beiden Ländern gehen.

Rzayev kommt aus der Region rund um Göygöl im Landesinneren. Göygöl hieß früher mal Helenendorf und war Anfang des 20. Jahrhunderts Heimat von bis zu 50.000 Kaukasusdeutschen.

Nach dem Interview lädt er mich ein, seine Heimat in der kommenden Woche zu besuchen. Er selbst sei zwar im Rahmen seiner Arbeit als Parlamentarier in Straßburg und könne daher nicht mitkommen. Allerdings kenne er genügend Einheimische, die mir gerne den Ort zeigen würden – einfach so.

Eine kostenlose Führung durch den Ort deutscher Einwanderungsgeschichte?! Das lasse ich mir doch nicht zweimal sagen!

Wenige Tage später sitze ich im wackligen Reisebus und rumpele – nachdem sich die Aufgeregtheit über meine Anwesenheit im Bus gelegt hat – relativ gemütlich von Baku aus ins Landesinnere.

In Göygöl angekommen treffe ich Mehir Mammadov, er kommt aus Göygöl und ist so etwas wie Rzayevs „Mann vor Ort“. Den ganzen Tag verbringen wir zusammen. Mammadov kennt alle und weiß viel über die Geschichte: Zu Beginn des 19. Jahrhunderts seien die Deutschen auf Einladung von Zar Alexander I. hierhergekommen, erzählt er mir. Über die Jahre hätten sie sich zu erfolgreichen Winzern entwickelt. Das könne man auch heute noch an den ausgebauten Weinkellern der Häuser sehen.

Eines wird beim Spaziergang durch die Stadt deutlich: In den vergangenen Jahren hat man das deutsche Erbe des Ortes wiederentdeckt. Neben einigen Häuserfassaden wurde auch die alte Lutheraner Kirche im Ortskern restauriert. Sie beherbergt heute eine kleine Ausstellung. Schuhe der Siedler von damals, eine deutsche Flagge aus dem 19. Jahrhundert und Schmuck liegen liebevoll aufbewahrt in Glaskästen.

Die Deutschen, so höre ich immer wieder, seien gut integriert gewesen. Erst Stalin setzt der Integrationsgeschichte ein Ende. Anfang der 1940'er Jahre wurden die meisten Familien nach Zentralasien deportiert. Einige von

ihnen kehren in den 1990'er Jahren als „Russlanddeutsche“ nach Deutschland zurück.

„Almanya“ – das merke ich während meines gesamten Aufenthaltes – genießt in Aserbaidtschan einen sehr hohen Stellenwert. Für Rovshan Rzayev hat Deutschland sogar Vorbildcharakter für sein ganzes Land: „Ich lege meine Hoffnung in die Jugend. Es gibt einige Schüler, die in Deutschland studieren. Dort lernen sie die wahren Werte von Demokratie. Wenn diese Leute nach Aserbaidtschan zurückkommen, können sie dem ganzen Land mit ihrem Wissen über Demokratie weiterhelfen. Wir brauchen diese Leute um Aserbaidtschan voranzubringen.“

9. Fazit: Abspann

Am letzten Nachmittag meines Aufenthaltes in Baku reicht es meiner Wohnung offenbar mit mir: Der Strom fällt aus, ich sitze im Dunkeln – zum ersten Mal während meiner sechs Wochen in Aserbaidtschan. Da ich mich erst am Abend mit zwei Freunden zum Essen treffe, beschließe ich, noch einmal einen Spaziergang an der Küstenpromenade zu machen. Ich hatte denselben Spaziergang sechs Wochen zuvor schon einmal gemacht. Während ich die vergangenen 1 ½ Monate Revue passieren lasse, werde ich ein bisschen wehmütig: Wie viele tolle, interessante Menschen habe ich getroffen, wie viele schöne Erfahrungen habe ich gesammelt, mit wie viel Neugierde ist mir – dem deutschen Journalisten – begegnet worden! Andererseits: Wie vielen Schwierigkeiten bin ich auch begegnet. Als wie nervig habe ich die oftmals schwierigen Interviewvereinbarungen empfunden.

Ich bin nach Aserbaidtschan gereist, um einen Bericht über die wirtschaftliche Situation zu schreiben – die politische Situation wollte ich außen vor lassen. Ich habe ein Land vorgefunden, in dem das eine vom anderen nicht zu trennen ist. In dem viele Menschen die offensichtliche Ungerechtigkeit in ihrem Land sehr deutlich wahrnehmen, sich darüber aber nur äußern, wenn das Mikrofon gut verstaut im Rucksack liegt und sie sicher sind, dass niemand zuhört.

Dass viele Aserbaidtschaner die Situation in ihrem Land als unbefriedigend empfinden, zeigen Angaben der Weltbank. Schon bis zum Jahr 2010, also schon fünf Jahre vor der wirtschaftlichen Krise, hatten 16 Prozent der Bevölkerung Aserbaidtschans (1,4 Millionen Menschen) ihre Heimat für immer verlassen.²¹

²¹ Transparency International: Country Profile Azerbaijan 2017

Andererseits gibt es auch viele Menschen, die die Regierung dafür loben, dass das Land sicher ist, die Angst davor haben, dass insbesondere Moskau seinen Arm ausstrecken könnte – ähnlich wie in der Ukraine oder Syrien.

Dafür sind einige auch bereit, Einschränkungen in der Presse- und Meinungsfreiheit zu akzeptieren, über die grassierende Korruption hinwegzusehen.

Ohne allzu sehr westliche Moral- oder Wertvorstellungen anzulegen, lässt sich festhalten, dass dieses junge Land noch einen weiten Weg vor sich hat, um dem Bild eines gefestigten, wirtschaftlich-prosperierenden, multikulturellen Landes zu entsprechen, als das es die Regierung nach außen gerne präsentiert.

10. Alltagsbeobachtungen

Mein Arbeitsauftrag hat es mit sich gebracht, dass ich viele Interviews mit offiziellen Stellen, (Wirtschafts-) Experten, staatlichen Repräsentanten geführt habe. Wenn dieser Bericht nur diese Begegnungen, nur die „harten Fakten“ beinhalten würde, würde den Erfahrungen, die ich von Aserbaidtschan vermitteln möchte, etwas abgehen. Ich werde also an dieser Stelle gerne einige Alltagsbeobachtungen einfügen, die es erlauben, ein „runderes“ Bild von Aserbaidtschan zu bekommen.

10.1 Weihnachten im Januar

Zugegeben, ein bisschen lachen muss ich schon: Ob ich denn schon einen „Gluhwine“ getrunken habe, erkundigt sich Nailia, eine aserbaidtschanische Freundin, als wir uns bei frostig-klaaren Temperaturen zu einem Spaziergang in der Innenstadt von Baku treffen. „Gluhwine“ im Januar? Nach Weihnachten? Und das in einem muslimischen Land? Nein: Das hätte ich mir vor meiner Ankunft in Aserbaidtschan so auch nicht wirklich vorstellen können. Es bleibt nicht beim „Gluhwine“: Der „Vorweihnachtsstimmung“ im Januar kann man in der Innenstadt von Baku, der Hauptstadt des Landes, kaum entkommen. Nichts wird ausgelassen: Ein als amerikanischer Santa Claus verkleideter Mitvierziger posiert für und mit Touristen und Einheimischen vor dem „Mädchenturm“, einem der Wahrzeichen der historischen Altstadt. Gleich um die Ecke beschallen „Jingle Bells“ und „Rudolf The Red Nosed Reindeer“ lautstark die Shopping-affine Upperclass des Landes.

Während ich noch versuche das – für mich – eigentümliche Nebeneinander von amerikanischem Kitschweihnachten, Moscheebauten und

sowjetischer Innenstadtarchitektur zu verarbeiten, macht mich Nailia auf das nächste kulinarische „Highlight“ aufmerksam.

Natürlich: Was darf auf einem Weihnachtsmarkt nicht fehlen? Richtig: Die Bratwurst. In den deutschen Nationalfarben Schwarz-Rot-Gold gestrichene Buden des „Grillkönigs“ (das ist tatsächlich der Name) werden „Alman Sosisleri“ („Deutsche Würste“) verkauft. Angepasst an die Gepflogenheiten des Landes sind diese „Helal“ („Rein“) Mein Gehirn ist spätestens jetzt vollkommen überfordert.

10.2 Willkommen im Park-Eldorado

Parken in Baku ist ein kompliziertes Verfahren. Während man sich beim Auto-Fahren im Großen und Ganzen an eine südosteuropäisch-geprägte Straßenverkehrsordnung hält, werden beim Auto-Parken sämtliche Gesetzmäßigkeiten außer Kraft gesetzt. Zumindest aus meinem, in diesem Kontext fast naiv kindlich wirkenden, deutschen Sinn für „Ordnung“.

An jedem Werktag von morgens bis spätnachmittags werden ganze Bürgersteige zu Parkplätzen für die Gefährte der Berufstätigen ausgewiesen. Straßenzüge und Nebenstraßen, die nachts und am Sonntag als formidable Zubringer der großen Verkehrspunkte dienen, werden unter der Woche zu bloßen Abstellflächen degradiert, mit Fahrzeugen unterschiedlichster Größen, Formen und Farben regelrecht „zugeknallt“.

Das Problem ist offensichtlich: Zu viele Menschen drängen mit zu vielen Fahrzeugen jeden Tag in die Büro- und Geschäftsviertel der Innenstadt. Die Folge: Eine Eldorado-Parkkultur, die von der ständigen Nachfrage der Businesselite nach freiem, viel zu knappem Park-Raum und dem scheinbar nicht-enden wollenden Erfindungsgeist lokaler Auto-Parker genährt wird.

Da rauscht die gestresste Geschäftsfrau morgens im spritschluckenden Geländewagen an, wirft dem – offenbar schon länger bekannten – älteren Herrn an der Straßenecke die Autoschlüssel zu und entschwindet ohne weitere Erklärungen ins nahe gelegene Büro. Dem mit dieser Aufgabe betrauten Auto-Parker obliegt es nun, einen geeigneten Parkplatz zu finden. Gar nicht so einfach, denn in der Zwischenzeit sind auch schon andere gestresste Geschäftsfrauen und -Männer angerauscht gekommen, haben den – ihnen offenbar schon länger bekannten – anderen älteren Herren an den anderen Straßenecken ohne weitere Erklärung ihre Autoschlüssel zugeworfen und sind in ihre nahe gelegenen Büros verschwunden.

Unter den Auto-Parkern entwickelt sich nun eine Mischung aus Kame-radschaft und Wettbewerb. Zum einen will die am besten zu erreichende Park-Position für das Gefährt des eigenen Kunden gefunden werden. Zum

anderen ist man – aufgrund des vollkommenen Überangebots an Fahrzeugen in Kombination mit hoffnungslos zu wenig Stellfläche – dringend auf die Mithilfe und Kooperationsbereitschaft der anderen Auto-Parker angewiesen.

Zu irgendeinem Zeitpunkt dieser Interaktion muss wohl auch eine finanzielle Kompensation stattfinden. Anders ist es wohl kaum zu erklären, dass die zahlreichen Auto-Parker jeden Tag aufs Neue dieses schier unmögliche Unterfangen meistern.

Den ganzen Morgen werden also Autos umrangierte, umgeparkt, an den unmöglichsten Stellen abgestellt. Am frühen Vormittag ist das halbe Tagewerk vollbracht, bis zum späteren Nachmittag kann in diesem wohlfeil austarierten Park-Biotop erst einmal Ruhe einkehren.

Dass einzelne Fahrzeuge, komplett umringt von anderen geparkten Fahrzeugen, mitten auf eigentlich zu benutzenden Verkehrsstraßen geparkt sind, scheint niemanden zu irritieren. Wehe aber, der Besitzer eines solch mittig geparkten Fahrzeugs entschließt sich, früher aus dem Büro nach Hause zu fahren. Das Resultat: Absolutes Chaos, Geschimpfe, wildes Herumrangieren auf, in, über allerlei Bürgersteige und Gassen.

Das Ganze endet nicht selten in einem Rückstau der zurückzusetzenden Autos auf „tatsächliche“ Straßen am Rande des Biotops. Das Resultat: Noch mehr Chaos, noch mehr Geschimpfe und Geheue und noch wildere Herumrangerei. Parken in Baku: Es ist ein kompliziertes Verfahren.

10.3 Die Kuh und ich

Die Kuh hält abrupt inne. Sie stoppt ihre Suche nach den wenigen verfügbaren Grasbüscheln auf dem kargen Boden und guckt mich mit großen Augen verwundert an: Ist es die Kleidung? Sind es meine blonden Haare? Das Deo? Eines steht fest: So oft bekommt man im Dörfchen Lekit einen Ausländer nicht zu Gesicht. Da geht es der Kuh nicht anders als den Einheimischen.

Ich bin ganz im Norden Aserbaidshans, in der Provinz Qax, unterwegs. Das Ziel des Trips: Einige mittelalterliche Klosterruinen besuchen und zu den in der Region berühmten Wasserfällen wandern.

Reise in die Vergangenheit

Der Ausflug gleicht einer Zeitreise: Hühner und Kühe laufen frei auf den Straßen herum, irgendwo blökt ein Esel und die Wachhunde der Schafherden (auf Türkisch: „Kangal“) schwanken beim Anblick des fremden Besuchs wechselweise zwischen erfreuter Aufregung und verwirrter Aggression.

Dagestan, eine der ärmsten und gefährlichsten russischen Provinzen, ist nur etwa zehn Kilometer Luftlinie, der nächste größere Supermarkt eine zweistündige Fahrt über eine, von Schlaglöchern übersäte Bergstraße entfernt und nachts sind nur die Hauptstraßen spärlich beleuchtet.

Alltag zwischen Kuhdung und Bergluft

Frauen, eingewickelt in mehrere Schichten von Wollröcken und Blusen gegen die Kälte, hängen in den Gärten Wäsche zum Trocknen auf die Leine, Männer in zu großen Sakkos und Schirmmützen stehen an den Straßenecken oder sitzen im Teehaus an der Hauptstraße.

Während sich in die klare Bergluft das Auspuffgeknatter alter, russischer Motorräder und der Duft von Kuhdung mischen, scheint sich die Kuh indessen an meinen Anblick gewöhnt zu haben: Merkwürdige Kleidung, blonde Haare, komisches Deo hin oder her: Die wenigen verfügbaren Grasbüschel auf dem kargen Boden: Das ist es doch, was eigentlich zählt!

10.4 Kampfsport als Leidenschaft

Rufat ist Boxtrainer: Er ist ziemlich durchtrainiert und ziemlich sympathisch – wenn er nicht gerade einen rechten Cross schlägt. Ein „Cross“ im Boxen bedeutet, dass die Schlaghand (in den meisten Fällen: Die rechte Hand) vom eigenen Kinn auf einer geschraubten Linie über den Arm des Gegners ins Ziel geführt wird. Rufats Cross kommt gerade ziemlich schnell, ziemlich hart und ziemlich geschraubt in Richtung Ziel geschossen: Das Blöde für mich: Das Ziel ist mein Gesicht.

Blaue Flecken gehören hier dazu

Ich gehe auch in Deutschland boxen. Ich mache das seit der Uni. Ich bin ein ziemlich defensiver Boxer, ich will meinen Gegner ermüden, im Ring technisch auskontern. Im Fachjargon nennt man das: „Ausboxen“. Seit ein paar Wochen komme ich zu Rufat ins Training in ein Fitnessstudio in Baku. Die Gruppe ist klein, sechs, sieben Leute. Die Aserbaidshchaner finden mich nett, meinen Boxstil finden sie komisch.

Das Training dauert eine Stunde: Kurzes aufwärmen, ein paar technische Übungen, nach einer Viertelstunde heißt es dann: Handschuhe an, Mundschutz rein und los geht das muntere Sparring (Trainingsboxen): Jeweils drei Minuten fliegen in verschiedenen Paar-Kombinationen die Fäuste, spätestens nach einer halben Stunde sind alle platt und machen trotzdem weiter: Blaue Flecken und Kopfschmerzen sind Teil des Programms.

Aserbaidshchan ist Spitze beim Kampfsport

Ich treffe mich mit Jeyhun zum Abendessen. Jeyhun ist einer meiner Trainingspartner. Er ist zehn Jahre älter und 20 Kilo schwerer als ich. Wir ge-

hen in ein georgisches Restaurant: Maultaschen, Käse, Wein, viel Brot, wenig Salat. Jeyhun klärt mich auf: „Weißt du, kämpfen und damit auch Kampfsport haben bei uns im Kaukasus einfach Tradition. Schau Dir die Erfolge der Sowjetunion früher in diesen Sportarten an. Auch damals kamen viele Kämpfer aus dem Kaukasus.“

In der Tat: Neben Fußball sind es in Aserbaidtschan vor allem Kampfsportarten, die die Menschen begeistern. Diese Leidenschaft schlägt sich im wahrsten Sinne des Wortes auch in Zahlen nieder: Von den 43 Medaillen, die das Land bei Olympischen Spielen bisher gewonnen hat, sind alleine 37 aus Kampfsportarten hervorgegangen: Ringen, Judo, Taekwondo und Boxen.

Die Zahl ist ziemlich beeindruckend, wenn man bedenkt, dass Aserbaidtschan, in Größe und Einwohnerzahl etwa vergleichbar mit Österreich, erst seit 1996 als unabhängiges Land an den Olympischen Spielen teilnimmt.

Jeyhun ist stolz darauf, muss aber auch ein bisschen selbstironisch grinsen: „Manchmal fände ich es schon besser, wenn wir mehr im Hirn, als in den Armen hätten. So wie ihr in Deutschland. Aber manche Dinge kann man sich wohl nicht aussuchen“.

Zum Schluss gibt's ein dickes Lob

Zurück beim Training, beim Sparring mit Rufat, kann ich mir eine Sache auch nicht aussuchen: Dass er aufhört, diesen vermaledeiten rechten Cross zu schlagen. Endlich, nach drei unendlich langen Minuten erlöst mich der Piepser der Stoppuhr, ist der Spaß für heute vorbei.

Ich bin gerade noch dabei in gleichem Maße erschöpft wie erleichtert zu sein, dass ich das Ganze ohne größere Blessuren überstanden habe, da sagt Rufat zu mir: „Weißt du, ich bin ehrlich froh, dass du da bist. Dann sehen die Jungs hier mal, dass es auch andere Boxstile gibt, außer dem bloßen Hau drauf“. Für mich ist es das Kompliment der Woche! Wenn er nicht gerade seinen rechten Cross schlägt, ist er eben ziemlich sympathisch: Rufat, der durchtrainierte Boxtrainer.

10.5 Die Bergjuden von Quba

Das jüdische Viertel von Quba, einer Kleinstadt ganz im Norden von Aserbaidtschan, gilt als letztes „Schtetl“ außerhalb Israels. Als Schtetl galten – insbesondere in Osteuropa – Siedlungen mit sehr hohem jüdischem Bevölkerungsanteil und geschlossenem Sozialsystem.

Heute ist hier tote Hose: Es ist Samstag, also Sabbat, auf den Straßen ist kein Mensch zu sehen, die Geschäfte im „QIRMIZI QƏSƏBƏ“ (dt.: „Rote Siedlung“), wie das Viertel seit Sowjetzeiten heißt, sind geschlossen.

Nuri Naftaliyev ist so etwas wie der Vorsitzende der Gemeinde. Er steht in der frisch renovierten Synagoge aus dem 19. Jahrhundert und spricht über die religiöse Freiheit in Aserbaidsschan: „Zu Zeiten der Sowjetunion war hier im Ort nur eine von 13 Synagogen geöffnet. Nach dem Fall der Sowjetunion haben wir hier vieles erneuert, das religiöse Leben revitalisiert. Regelmäßig predigen bei uns sogar nun Rabbiner aus Israel.“

Insgesamt leben in Aserbaidsschan rund 30.000 Juden, die sich in drei Gruppen unterteilen lassen: Bergjuden, aschkenasische Juden europäischer Herkunft, georgische Juden. Rund zwei Drittel der aserbaidsschanischen Juden leben in der Hauptstadt Baku. Neben den Juden gibt es noch eine etwas größere Gruppe Christen im Land. Mit 96 Prozent der aserbaidsschanischen Bevölkerung stellen Muslime die überwiegende Mehrheit.

Religiöse Toleranz – Staatlich überwacht

Um die unterschiedlichen religiösen Gruppierungen im Land sowohl zu beobachten, wie auch die religiöse Freiheit im Land zu garantieren, gibt es seit dem Jahr 2001 das Komitee für Religiöse Angelegenheiten. Nicat Mammadli ist der Leiter der Internationalen Abteilung: „In Quba ist das Verhältnis zwischen Juden und Muslimen so gut, dass sie sich während der unterschiedlichen Feiertage gegenseitig besuchen. Das geht von den Menschen aus, da steht keine organisierte Staatsgewalt dahinter.“

Mammadli ist es wichtig zu betonen, dass diese religiöse Toleranz nicht auf Quba beschränkt bleibt: „In Aserbaidsschan gibt es 793 registrierte religiöse Gruppierungen, 28 davon sind nicht-muslimisch, 17 davon christliche Gemeinden. Es gibt keine nennenswerten Probleme zwischen den Gruppierungen.“

Die lockere Haltung der muslimischen Mehrheitsgesellschaft zur Religion ist im Alltag spürbar: Frauen mit Kopftüchern sind selten zu sehen, Alkohol – gerade Wodka – wird viel getrunken und der Muezzin ist nur vereinzelt zu hören. Das amerikanische Meinungsforschungsinstitut Gallup listet Aserbaidsschan als eines der am wenigsten religiösen Länder weltweit. In mehreren Umfragen zeigen die Autoren der Studien, dass nur etwas mehr als ein Drittel der Aserbaidsschaner ihren Glauben auch tatsächlich praktizieren.

Bergjuden ziehen weg

Die Bergjuden blicken zurück auf eine lange Geschichte: Ihre Vorfahren lassen sich schon zu frühchristlichen Zeiten in den Bergregionen des Kaukasus nieder. In Quba wohnt ein Teil von ihnen seit Mitte des 18. Jahrhunderts, durch eine Brücke über den Fluss Kuydal sind sie mit dem Rest der Stadt verbunden.

In den letzten Jahren ist ihre Verwurzelung jedoch etwas ins Rutschen geraten. Trotz religiöser Freiheiten und des viel beschworenen harmonischen Miteinanders wandern immer mehr Bergjuden aus – in die USA, nach Russland. Die überwiegend größte Gruppe geht nach Israel, rund 50.000 Bergjuden wohnen inzwischen dort.

Nuri Naftaliyev, der Gemeindevorsitzende in Quba, mit einer Analyse: „Die meisten jungen Leute sind ins Ausland gegangen um dort zu arbeiten. Das heißt, dass die meisten Leute, die hier wohnen, alt sind oder nicht arbeiten.“ Der 58-Jährige versucht dennoch die Sache positiv zu sehen: „Immerhin kommen alle in den Sommermonaten zurück. Dann kommen so viele Leute zu den Gottesdiensten, dass die Synagoge aus allen Nähten platzt und wir in eine größere Synagoge umziehen müssen.“

Den Rest des Jahres ist allerdings rund um die neu renovierten Häuser in Quba wohl nicht nur am Sabbat ein bisschen tote Hose: Von ursprünglich 18.000 Menschen jüdischen Glaubens sind heute nur knapp 4.000 übrig – im letzten Shtetl außerhalb Israels.

11. Danksagung

Ich bedanke mich zunächst einmal beim Kuratorium der Heinz-Kühn-Stiftung im Allgemeinen, durch deren Stipendium mein Aufenthalt und meine tollen Erfahrungen erst möglich gemacht wurden. Im Speziellen möchte ich mich bei Ute Maria Kilian bedanken, die mich während der gesamten Bewerbungsphase unterstützt hat und immer ansprechbar war.

Ich danke meiner Freundin und meinem Papa, die meine – in Referate abgleitenden – Anrufe über aserbaidtschanische Wirtschaftsdaten über sich ergehen haben lassen.

Zum Schluss möchte ich mich bei den vielen Menschen in Aserbaidtschan bedanken, die mich bei meiner Arbeit und während meines Aufenthaltes unterstützt haben.

Görüşəcəyik Azərbaycan!

Wir sehen uns Aserbaidtschan!